



EINS

Stumm blickte ich durch die Windschutzscheibe nach vorne und gab mir keinerlei Mühe zu verbergen, dass ich sauer war.

Richtig, wirklich, unendlich sauer.

Anstatt mit meinen Freundinnen den Abend auf einer megacoolen Halloweenparty zu verbringen, saß ich bei meinem Vater im Auto, auf dem Weg in die finsterste, kälteste und unwirtlichste Einöde irgendwo im Waldviertel, in ein gottverlassenes Kaff, dessen Namen ich mir nicht einmal gemerkt hatte.

Eine tolle Überraschung sollte es werden. Ein langes Wochenende, das wir hier verbringen würden, nur wir beide, Papa und Tochter.

Weil wir ja viel zu wenig Zeit miteinander haben!

Ich hasste es jetzt schon.

Ich warf meinem Vater einen kurzen, strafenden Seitenblick zu, den er aber nicht einmal bemerkte, weil seine Augen konzentriert und starr auf die vom Tau tiefschwarz gefärbte Fahrbahn vor uns gerichtet waren. Dann zog ich mir die Kapuze meines Hoodies tiefer in die Stirn und rückte die Kopfhörer zurecht, die an meinen iPod angestöpselt waren. Aus den Lautsprechern drangen die epischen Klänge des Albums *Point of no Return* von Roger Subirana. Einem meiner Lieblingskomponisten. Aber ich

ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wie sehr der Titel des Albums zu den künftigen Ereignissen passen sollte.

Ich wusste natürlich ganz genau, warum mein Vater seit einigen Wochen das unstillbare Verlangen hatte, mehr Zeit mit mir zu verbringen.

Wahrscheinlich dachte er insgeheim, dass es vielleicht nicht mehr viele Gelegenheiten dazu gab. Und dass das Leben eines Menschen schneller und unerwarteter enden konnte, als man es wahrhaben wollte.

Denn schließlich hatte er das schon einmal schmerzlich zur Kenntnis nehmen müssen.

Sie hatten viele Pläne für eine gemeinsame Zukunft gehabt, meine Eltern. Furchtbar viele Pläne. Was sie alles tun hätten wollen, als Familie, mit mir. Und dass mein Vater weniger arbeiten und mehr Zeit mit ihr und mir verbringen hätte wollen.

So viel zu den Plänen.

Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Das war ja etwas, was in früheren Zeiten häufig vorgekommen sein soll, aber bei der heutigen medizinischen Betreuung eher selten war.

Was genau schiefgelaufen war, weiß ich nicht. Ich hatte es nie so genau wissen wollen, jedenfalls hatten die Ärzte auch mich nur mit viel Glück gerade noch am Leben erhalten können. Und so war alles, was mir von meiner Mutter geblieben war und was ich bei mir trug, seit ich mich erinnern konnte, ein schon etwas verblichenes Foto, auf dem sie im Hochzeitskleid zu sehen war.

Mein Vater hatte sich dann wirklich viel um mich gekümmert, als ich noch kleiner gewesen war. Aber in den letzten Jahren hatte er sich wieder immer mehr in seinen Beruf gestürzt, und die Zeit, die wir miteinander verbracht hatten, war immer weniger geworden.

Der Druck, sagte er immer. Der berufliche Druck.

Wer im Job nicht die Leistung brachte, war entbehrlich, und heutzutage waren schon sechsundvierzig Jahre ein

Alter, in dem es verdammt schwer wurde, einen neuen Job zu finden, wenn man gekündigt wurde.

Und dann war der Tag gekommen, an dem sich alles verändert hatte. Der Tag, an dem ihn – und mich – wie ein Blitzschlag die Erkenntnis getroffen hatte, dass es mit mir genauso schnell und plötzlich zu Ende sein konnte wie mit meiner Mutter. Und dass er womöglich nicht mehr so viele Gelegenheiten haben würde, Zeit mit mir zu verbringen.

Ich war in der Schule mitten im Turnunterricht zusammengeklappt. Ich hatte ein Blackout gehabt, ich war komplett weg vom Fenster gewesen.

Als ich zu mir gekommen war, hatte ich mich im Krankenhaus befunden, auf der Herzstation. Und erfahren, dass ich einen schweren Herzfehler habe und vermutlich in absehbarer Zeit ein Spenderherz brauchen würde.

Seit jenem Tag war alles anders geworden. Seit mein Vater erfahren hatte, dass ich jede Aufregung vermeiden sollte, hatte er mich regelrecht unter einen Glassturz gestellt. Nichts durfte ich mehr tun, was für mein Herz schlecht sein hätte können.

Gar nichts.

Und niemals durfte ich mich weiter als zwei Autostunden von Wien entfernen, denn es konnte ja schließlich sein, dass ein Anruf vom Krankenhaus kam.

Doch der Gedanke, dass ich eigentlich nur darauf wartete, dass ein anderer junger, gesunder Mensch mit einem kräftigen Herzen tödlich verunglückte, gefiel mir gar nicht.

Der Ort, an den wir jetzt fuhren, war schon sehr hart an der magischen Zwei-Stunden-Grenze. Mein Vater hatte sich was ganz Besonderes ausgedacht. Wir fuhren angeln an einen kleinen Teich im Waldviertel, an dem es nichts gab außer Sumpf, Kälte, Einöde.

Ja, verdammt noch mal, richtig gelesen: ANGELN!

Das ist was Ruhiges. Was Entspannendes. Das tut dir gut, hatte er gesagt.

Ruhig. Entspannend.

Ja, würde es sicher werden, am Ende der Welt, wo es – so war ich mir sicher – nicht einmal Handyempfang gab.

Gut, eine geheizte Hütte gab es wenigstens.

Oder besser: eine Hütte, die man selber heizen musste, so richtig altmodisch mit Kamin und offenem Feuer und so. Nicht einfach die Heizung aufdrehen.

Mein Gott, wenn doch das Wochenende schon wieder vorbei wäre, dachte ich.

Gelangweilt schaute ich aus dem Fenster.

Es waren ein paar Minuten vergangen, seit wir von der Schnellstraße abgebogen waren, und jetzt zuckelte mein Vater mit dem alten *Renault Megane* über irgendeine kurvige Nebenstraße. Es war schon dunkel, und ich glaube, seit wir die Hauptstraße verlassen hatten, war uns kein einziges Auto begegnet.

Mein Leben mit sechzehn hatte ich mir vor einem halben Jahr noch ganz anders vorgestellt. Aber eigentlich hatte ich mir sowieso mein Leben lang immer alles ganz anders vorgestellt, als es dann gekommen war.

Jetzt jedenfalls war es, so fand ich, die *absolute Hölle*.

Man sollte mit solchen Formulierungen vorsichtiger sein, aber das wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Mittlerweile begann es draußen auch noch zu nieseln, und mein Vater schaltete den Scheibenwischer ein. Doch der Takt, in dem die Wischerblätter hin- und herwippten, passte so überhaupt nicht zur Musik.

Das war irritierend.

Mein Vater sah aufs Navi und blinkte rechts, um in einen schmalen Feldweg einzubiegen.

Ich sah ihn fragend an. »Was tun wir da?«

»Muss den Schlüssel für die Hütte abholen.«

Er hielt den Wagen vor einem heruntergekommenen Bauernhaus an. Der nagelneue BMW X3, der davor stand, bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu abblätterndem Verputz und flechtenüberwachsenen Dachziegeln.

Mein Vater öffnete die Fahrertür, um auszusteigen. Eisige Luft schlug herein. Ich fröstelte.

»Super Wetter haben wir erwischt«, grummelte ich.

Er ignorierte meinen Zynismus und zuckte die Achseln, bevor er sich aus dem Sitz erhob. »Waldviertel«, erklärte er nüchtern. »Du weißt ja, was man darüber sagt: Hier ist es neun Monate Winter und drei Monate kalt.«

»Na bestens«, sagte ich mehr zu mir selbst.

»Wartest du im Auto?«

Ich nickte stumm, verkroch mich in meinen Hoodie und drehte die Musik lauter. Als Nächstes kam *Live in Onara*, meine Lieblingsnummer aus dem Album.

Durch die mit feinen Wassertropfen gesprenkelte Seitenscheibe sah ich, wie mein Vater hinüber zur Tür des Bauernhofs stapfte und anlätete. Hinter den Fenstern brannte kein Licht.

Ich zweifelte sehr daran, dass jemand öffnen würde. Mein Vater wartete, läutete wieder.

Nichts rührte sich. Ich beobachtete, wie er nach links um das Haus herumging. Mein Blick fiel auf das Armaturenbrett. Die Uhr zeigte kurz vor fünf. Einen Moment nur keimte Hoffnung in mir auf, es könnte vielleicht niemand da sein und wir müssten unverrichteter Dinge nach Wien zurückfahren. Ohne Schlüssel keine Hütte, ohne Hütte kein langes Wochenende in der Einöde.

Wie lange brauchten wir nach Wien? Eineinhalb Stunden? Die Party begann um sieben. Ich hatte noch Chancen.

Ich war in meine Gedanken vertieft und zuckte zusammen, als die Fahrertür wieder geöffnet wurde.

»Mein Gott, Lilly, erschrick doch nicht!«, sagte mein Vater so ruhig er nur konnte. »Du sollst dich doch nicht aufregen!«

Ich verdrehte die Augen. »Keiner da?«, fragte ich.

»Nein, keiner da. Ich werde anrufen, vielleicht ist er ja nur kurz was einkaufen oder so. Ich habe schließlich vereinbart, dass ich vorbeikomme, den Schlüssel holen.«

Er zog das Handy aus der Tasche und blickte mit einem Ausdruck des Erstaunens darauf. »Nur Notrufe?«, wunderte er sich. »Kannst du mal schauen, ob du Netz hast?«

Ich kramte in meinem Rucksack nach dem Telefon. »Nein«, erklärte ich. »Hätt mich auch gewundert. Wenn du kein Netz hast, wie soll ich dann mit meinem Scheiß-Wertkartenhandy eins haben?«

»Hätt ja sein können«, seufzte er, und einen winzigen Moment lang wurde die Hoffnung, wir würden unverrichteter Dinge nach Hause fahren, stärker.

Gut, ich würde zu spät zur Party kommen, denn ich musste mich noch umziehen und schminken. Dabei hatte ich mir so ein tolles Kostüm ausgedacht.

Ich hatte mir sogar selbst aus einem Haarreifen, Draht und mit Watte ausgestopften schwarzen Strümpfen einen Kopfschmuck gebastelt, mit dem ich aussah wie die böse Fee *Malefiz* aus Dornröschen. Okay, fast. Mit *Angelina Jolie* hätte ich nicht wirklich konkurrieren können, obwohl ich fast so groß war wie sie, aber eben lange nicht so hübsch. Für die Halloween-Party hätte es gereicht, und ich hätte gute Chancen gehabt, meine Klassenkameradin Sabrina zu übertrumpfen, die jedes Jahr Unsummen für ein tolles Kostüm ausgab.

Aber die Hoffnung platzte wie eine Seifenblase, wenn sie ins trockene Gras fällt.

»Irgendwer im Dorf hat sicher einen Festnetzanschluss«, überlegte mein Vater und holte seine dicke Daunenjacke vom Rücksitz. Offenbar bereitete er sich geistig darauf vor, stundenlang von Haus zu Haus zu rennen, bis er jemanden gefunden hatte, bei dem er telefonieren konnte.

Ich zuckte resignierend die Schultern und drehte die Musik wieder lauter.

Zehn Minuten vergingen, ungefähr. Also, etwa zwei Nummern des Albums später wurde es mir zu dumm. Je schneller wir jemanden fanden, der uns helfen konnte, zu

dem verdammten Schlüssel zu kommen, desto schneller waren wir auch in der Hütte.

Nicht, dass ich plötzlich Lust bekommen hätte, dort das Wochenende zu verbringen. Aber da gab es angeblich einen Herd und eine Küche. Und mein Magen knurrte.

Ich griff über die Sitzlehne nach hinten und angelte nach meiner weinroten Steppjacke. Nachdem ich hineingeschlüpft war, stopfte ich meine feuerroten Locken nach hinten in die Kapuze. Meine Haare, die so leuchtend rot waren, dass sie mir schon im Kindergarten den Spitznamen *Feuerlilly* eingebracht hatten.

Dann stieg ich aus dem Auto. Der Regen hatte aufgehört. Vielleicht hatte ich ja mehr Glück als mein Vater.

Ich schloss die Tür.

Sinnlos, hier das Auto abzusperren, dachte ich. Hier kam niemand freiwillig her, nicht einmal ein Dieb.

Keine Ahnung, in welche Richtung mein Vater gegangen war. Aber mir war plötzlich, als habe ich ein Geräusch irgendwo hinter dem Haus gehört.

Ein singender, langsam leicht auf- und abschwellender Ton. Was konnte das sein?

Im ersten Moment erinnerte es mich an eine Kreissäge. War da doch jemand zuhause, nur eben nicht vorne im Wohnhaus, sondern hinten in irgendeinem Schuppen oder einer Werkstatt?

Der Boden knirschte unter meinen Schritten. War es hier wirklich so verdammst kalt, dass der Untergrund schon gefroren war?

Na, das kann ja eine lustige Nacht werden, wenn wir so spät in diese Hütte kommen, dass es beim Schlafengehen noch eiskalt darin ist, dachte ich.

Es hatte nicht nur zu regnen aufgehört, sondern auch der Himmel war jetzt aufgeklart. Mondlicht fiel auf mich herab und erhellte meinen Weg.

Ich beschloss, außen um das Bauernhaus herumzugehen und nachzusehen, ob dort hinten jemand war. Schließlich

stand ein Auto vor der Türe – da war es doch naheliegend, dass jemand daheim war.

Mein Vater war vorhin links herum gegangen, also wollte ich es in die andere Richtung versuchen.

Das Geräusch wurde lauter, aber ich konnte nicht erkennen, woher es kam. Mir war, als wäre es rings um mich herum. Ich schob meine Kopfhörer nach unten, sodass sie um meinen Hals hingen, und lauschte.

Seltsam. Das Geräusch war nicht nur überall, sondern es wurde auch immer unangenehmer. Durchdringend. Fast schon schmerzhaft.

Ich sah zum Himmel hinauf. Da war wieder alles voller Wolken. Kein Spalt, durch den der Mond dringen hätte können, und doch war jetzt alles um mich herum in ein kaltes weißes Licht getaucht.

Ich spürte, wie ich zu zittern begann. Irgendwie wurde mir unheimlich.

Neben mir, an der Hauswand, waren unter dem Dachvorsprung Holzscheite aufgeschichtet. Ich ging langsam weiter, Schritt für Schritt, dem seltsamen Geräusch lauschend. Plötzlich bemerkte ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung neben mir, einen schwarzen Schatten.

Ich drehte mich zur Seite und blickte in ein Paar leuchtender Augen, das auf mich zukam.

Kreisend hob ich die Hände vor mein Gesicht, spürte, wie etwas auf mir landete, wie sich spitze Krallen in meine rechte Hand bohrten, abrutschten und lange, blutige Kratzer auf meinem Unterarm hinterließen.

Dann plumpste das Etwas wenig grazil zu Boden, drehte sich einmal um die eigene Achse, und ich sah eine schwarze Katze in die Dunkelheit des nahegelegenen Waldes davonhuschen.

Ich betrachtete die Kratzer auf meiner Hand und fluchte. Die Wunden brannten, und ich biss die Zähne zusammen.

Ich hasste Katzen.

Ja, ich hatte nie zu denjenigen gehört, die Katzenbildchen auf Instagram niedlich fanden.

Katzen waren für mich boshafte, egoistische und eigennützige Wesen, zutiefst asozial in ihrem Verhalten und an Menschen nur so lange interessiert, solange sie ihnen Futter brachten. Außerdem war ich allergisch auf sie; ich musste dauernd niesen, wenn sie in meiner Nähe waren, und bekam von ihren Haaren Hautausschläge.

Besonders nervte es mich immer, wenn der Kater unseres Nachbarn über die Brüstung auf unseren Balkon herüberkletterte und es sich dort gemütlich machte, weil wir am Nachmittag noch Sonne hatten, während sein eigener Balkon schon im Schatten lag. Und ein paarmal war das Mistvieh sogar durch das offene Fenster bis in unsere Wohnung vorgedrungen und hatte alles mit Katzenhaaren kontaminiert.

Ich hätte mir immer einen Hund gewünscht.

Hunde waren ganz anders, treu, zutraulich. Und ich reagierte nicht allergisch auf sie. Aber mein Vater hatte mir den Wunsch immer ausgeschlagen.

In einer Stadtwohnung, hatte er gemeint, hat ein großer Hund nichts verloren. Und ja, wenn ich an einen Hund dachte, war da nicht ein Handtaschenhündchen gemeint, sondern etwas Richtiges. Ein Retriever, ein Border Collie oder ein Labrador. Ein Hund, der zu mir und zu meinem Bewegungsdrang passte.

Ich hatte meinem Vater dann wohl oder übel recht geben müssen: Eine 70m²-Gemeindewohnung war nicht der ideale Lebensraum für einen großen Hund.

Aber immerhin hatte er mir letztes Jahr erlaubt, als Hundesitterin zu arbeiten. Mir ein wenig Taschengeld dazuzuverdienen, indem ich für andere Leute mit ihren Hunden Spaziergänge machte oder sie in die Hundezone führte. Hunde liebten mich; noch nie hatte einer irgendwie aggressiv auf mich reagiert. Sie wussten, dass ich sie mochte, also mochten sie auch mich.

Dreimal tief einatmen und wieder ausatmen, um mich zu beruhigen. Aber so ganz wollte es mir nicht gelingen. Mein Herz schlug immer noch schneller, als ich langsam weiterging. Im Gehen tupfte ich mit einem Papiertaschentuch das Blut von meiner Hand.

Täuschte der Eindruck, oder war das Licht um mich herum heller geworden?

Was noch viel seltsamer war: So, wie ich bei dem Geräusch nicht feststellen konnte, woher es kam, gab es auch keine erkennbare Quelle, von der das Licht ausging.

Mein Herz pochte. Nervös sah ich mich um.

Verdammt, was geht hier vor?

Das Licht änderte seine Farbe, wurde gelblicher, weniger kalt. Ein leichter Wind begann zu wehen und wirbelte Staub vom Boden auf. Ein Wind, der – so schien es mir – immer wärmer wurde. Heißer, so wie ein Wüstenwind.

Wie war das möglich?

Nirgendwo war ein Feuer oder eine andere Wärmequelle, kein Terrassenstrahler, den man vergessen hatte abzdrehen, kein Abluftschacht, nichts!

Ich drehte mich herum und wollte nur mehr weg von hier, zurück zum Auto. Irgendetwas jagte mir Angst ein, auch wenn ich nicht wusste, wovor ich mich eigentlich fürchtete.

Ich machte einen schnellen Schritt nach vorne, mein Fuß rutschte auf dem gefrorenen Boden zur Seite weg und ich spürte einen rasenden Schmerz im linken Knöchel. Mit einem kurzen, spitzen Schrei stürzte ich zu Boden.

Mein Kopf knallte gegen einen Stein, und wahrscheinlich verhinderte nur die Kapuze meines weich gefütterten Hoodies, dass ich mich blutig schlug.

Ich blieb am Rücken liegen und starrte benommen in den Himmel. Über mir schien sich alles zu drehen, das unheimliche Licht war nicht mehr überall gleich hell.

Aus meiner augenblicklichen Perspektive hatte ich den Eindruck, am Grund eines endlosen, rotierenden und

pulsierenden Schlundes zu liegen, der sich über mir bis hinauf zu den von dunkelrotem Schein erhellten Wolken erstreckte. Oder halluzinierte ich, weil ich einen Schlag auf den Kopf bekommen hatte?

Ich wollte gerade versuchen aufzustehen, als ein heißer Windstoß mich wie eine unsichtbare Faust zu Boden drückte. Im gleichen Moment hörte ich einen dumpfen Aufschlag, so als wäre irgendetwas nahe bei mir zu Boden gefallen.

Ich drehte den Kopf zur Seite, aber ich konnte nichts erkennen, denn das Licht blendete mich. Ich blinzelte.

Etwa zehn Meter entfernt glaubte ich, die Silhouette eines Menschen zu erkennen. Eines Mädchens, vielleicht acht oder neun Jahre alt, offenbar in einem Halloweenkostüm. Es hatte lange tiefschwarze Haare und trug ein Kleid in Dunkelrot und Schwarz.

»Hallo?«, rief ich verunsichert.

Das Mädchen drehte sich zu mir, starrte mich direkt an, und während das Licht um uns herum von Sekunde zu Sekunde schwächer wurde, hatte ich einen Moment lang den Eindruck, seine Augen würden im Dunkeln leuchten.

Die Kleine wandte sich ab, blickte sich hektisch um und sprang auf. Sie wirkte auf mich irgendwie völlig verstört, verängstigt wie ein scheues Reh. Sie drehte sich zweimal im Kreis und begann dann, in Richtung der Straße davonzulaufen.

»Warte!«, rief ich dem Mädchen hinterher. Ich raffte mich auf und wollte ihm nachlaufen, aber in diesem Moment durchfuhr wieder ein stechender Schmerz meinen Knöchel, und ich knickte ein.

Ich taumelte zur Seite, stieß gegen ein Brett, das den aufgeschichteten Holzstoß abstützte, und schneller, als ich begriff was geschah, riss mich eine Lawine aus Buchenholzscheiten zu Boden. Irgendein stumpfer Gegenstand schlug hart gegen meinen Kopf.

Dann wusste ich nichts mehr.



ZWEI

Es war die vertraute Stimme meines Vaters, die mich weckte. »Lilly! Lilly!« – Er klang ganz außer sich vor Aufregung.

Ich öffnete die Augen und griff mir mit beiden Händen an die Schläfen, weil ich das Gefühl hatte, mein Kopf wolle zerspringen. »Papa«, wisperte ich, während ich versuchte zu erkennen, wo ich mich eigentlich befand.

Das war eine weiche Bettbank, auf der ich lag. Ich befand mich auch nicht mehr im Freien, sondern in einer geheizten Stube.

Immerhin.

Ich bemerkte, dass außer meinem Vater auch noch ein weiterer Mann im Raum war. Er war vielleicht sechzig, trug eine blaue Latzhose und hatte einen Bart wie der Weihnachtsmann in einem Kaufhaus.

Einen Monat zu früh dran.

Langsam setzte ich mich auf. »Was ist denn passiert? Wo bin ich?«

»Ich hab Herrn Kienast im Wirtshaus gefunden«, berichtete mein Vater und wies mit einer Kopfbewegung in die Richtung des Mannes. »Den, der den Schlüssel für uns hat. Als wir zurückgekommen sind, warst du nicht mehr im Auto, und dann haben wir den umgestürzten Holzstoß neben dem Haus gesehen!«

»Habt ihr das komische Licht bemerkt?«, fragte ich.

»Licht? Welches Licht?«

»Da war ein komisches Licht überall, und ein seltsam singendes Geräusch, wie ...«

»Vielleicht sollten wir nach Horn ins Spital fahren, falls du eine Gehirnerschütterung hast«, unterbrach mich mein Vater.

»Ich bin okay!«, rief ich und setzte mich auf. Als ich auf den Boden stieg, spürte ich wieder das Stechen in meinem linken Knöchel. »Nur den Fuß hab ich mir verstaucht.«

»Wenn S' noch rauf zum Waldteich fahren wollen«, sagte der ältere Mann, »dann sollten S' gleich fahren, bevor der Sturm kommt.«

»Sturm?«, wunderte sich mein Vater.

»Hab'n S' es net im Radio g'hört?«, fragte Herr Kienast. »Sie hab'n a Sturmwarnung ausgeb'n für heut' Nacht. Aber in der Hütt'n da ob'n sind S' sicher, die ist fest und gut 'baut, die hat noch der alte Graf bauen lassen!«

»Bist du wirklich okay, Lilly?«, zweifelte mein Vater und sah mich besorgt an. »Sollen wir nicht lieber zurück nach Wien fahren?«

Ich sah auf die Uhr meines Handys. Es war halb sieben.

Scheiße, dachte ich. *War ich wirklich so lange weggetreten?* Wie auch immer, meine Halloweenparty konnte ich vergessen, und eigentlich wollte ich so schnell wie möglich nur mehr etwas zu essen kriegen und dann ins Bett. Dafür standen meine Chancen am besten, wenn wir die wenigen Minuten weiter zu der gottverdammten Hütte fuhrten und nicht zwei Stunden nach Wien zurück.

»Nein, fahren wir zu dem Angelteich«, sagte ich entschlossen. »Wird sicher noch ein echt tolles Wochenende. Wirklich!«

Wenn ich gewusst hätte ...

Wir verabschiedeten uns von dem Mann und gingen hinaus zum Auto. Es war bitter kalt geworden, und ich zitterte. Für das kurze Stück vom Haus zum Wagen hatte ich

mir keine Jacke angezogen, und auch im Auto war es nun nicht viel wärmer als draußen.

»Ach ja«, rief uns Herr Kienast noch zu und kam gelaufen. Mein Vater öffnete das Fenster auf der Fahrerseite. »Den Gasherd können's verwenden, aber des Backrohr dürfen's um Gottes Willen net aufdreh'n. Da strömt die Gas aus. Sonst kann die ganze Hitt'n in d' Luft flieg'n.«

»Wir haben nicht vor, einen Kuchen zu backen«, antwortete mein Vater, und ich hoffte, dass das Backrohr das einzige war, was in der Hütte defekt war.

Er drehte den Zündschlüssel. Die Scheinwerfer des Wagens wurden fast dunkel, der Starter gab ein Geräusch von sich wie eine alte Drehorgel auf einem Jahrmarkt.

»Na?«, wunderte sich mein Vater. »Das kann doch nicht sein! Wie kann die Batterie leer sein? Wir sind doch die ganze Zeit gefahren!«

Er probierte es nochmal. Endlich sprang der Motor an.

»Vielleicht hab'n S' a Problem mit der Liachtmaschin'«, vermutete Kienast. »Warten S'! I borg' Ihnen mei' Ladegerät. Hängen S' die Batterie über d' Nacht an, dann springt er sicher wieder an.«

Er ging nach hinten in Richtung eines Schuppens, während wir bei laufendem Motor im Auto warteten. Plötzlich aber hörten wir einen lauten Schrei.

Wir sahen einander kurz an, dann stieg mein Vater rasch aus und lief in die Richtung, in die Kienast verschwunden war. Ich seufzte und folgte ihm widerwillig.

Der ältere Mann kniete neben der Tür zum Schuppen am Boden. Neben ihm stand ein orangeroter Blechkasten, das Ladegerät. In seinen Händen hielt er irgendetwas Schwarzes, das ich auf den ersten Blick nicht erkennen konnte. »Der Basti!«, stammelte er und schüttelte dabei immer wieder den Kopf. »Der Basti is hin!«

Jetzt erst kapierte ich, dass das, was er da vom Boden aufgehoben hatte, eine Katze war, die sich offensichtlich nicht mehr rührte.

Unter normalen Umständen hätte mich das jetzt nicht besonders mitgenommen. Mein Mitleid mit Katzen hielt sich, wie gesagt, sehr in Grenzen.

Was mich aber erschreckte war, dass an der Kehle des Tieres eine große Wunde klaffte, von der ich mich fragte, wer oder was sie dem Viech zugefügt haben mochte.

Was dabei noch seltsamer war: Es gab keine Spur von Blut. Es sah fast aus, als habe irgendetwas das Tier förmlich leergesaugt und dann achtlos weggeworfen.

»Kann ich Ihnen was helfen?«, fragte mein Vater.

Kienast schüttelte den Kopf. »Nehmen s' des Ladegerät und schau'n s', dass weiterkommen, bevor der Sturm losgeht!«, erwiderte er. »I muass mi eh allein um den Basti kümmern.«

Mein Vater nahm das Ladegerät und ging zurück zu unserem Wagen, der noch immer mit laufendem Motor dastand. Ich trottete schweigend hinterher.

Wir fuhren los.

»Ich versteh das gar nicht«, murmelte mein Vater.

»Was?« Ich war in Gedanken noch immer bei der Katze.

»Der Wagen war letzten Monat beim Pickerl, und die Batterie hab ich erst vor einem Jahr getauscht.«

»Technik«, sagte ich lapidar.

»Ja, Technik«, seufzte mein Vater.

Ich zog mir die Kapuze über den Kopf und schaltete den iPod ein. Ich brauchte Ablenkung, denn die Geschehnisse der letzten Stunden gingen mir nicht aus dem Kopf.

Das seltsame Licht. Das Geräusch. Das kleine Mädchen. Die blutleere Katze. Und es ist Halloween.

Ob es da einen Zusammenhang gab?

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass trotz des laufenden Motors das Licht der Scheinwerfer immer schwächer wurde. Ich sah meinen Vater unvermittelt an und sagte: »Dass man irgendwo am Ende der Welt in der Einsamkeit festsitzt, weil das Auto sich nicht mehr starten lässt, das gibt es doch nur in billigen Horrorfilmen, oder?«

»Ja«, bestätigte mein Vater. »Und selbst, wenn es so wäre, passieren einem nicht so Dinge, wie in einem Film.«

Ich schluckte. »Ich hoffe, du hast recht.«

Mein Vater sah mich kurz an und lächelte. Ich wandte meinen Blick stur nach vorne durch die Windschutzscheibe, und während er noch mich ansah, bemerkte ich eine Bewegung auf der Straße, nur wenige Meter vor dem Auto, im immer schwächer werdenden Scheinwerferlicht.

»Scheiße, pass auf!«, schrie ich.

Ich wurde nach vorne in den Sicherheitsgurt gepresst, als mein Vater voll auf die Bremse trat.

Ich hörte, wie die Reifen quietschten und spürte, wie der Wagen ins Schlingern geriet und mit der rechten Seite von der Fahrbahn abkam. Mit einem Mal war da nicht mehr das gleichmäßige Dahinrollen der Räder auf der Straße, sondern ein Rütteln und Schütteln. Und dann, endlich, stand das Auto still. Der Motor lief noch.

Mein Vater atmete dreimal tief durch, während ich gebannt und wie gelähmt durch die Windschutzscheibe nach draußen starrte.

Er beugte sich zu mir herüber und packte mich an den Schultern. »Lilly! Bist du okay? Sag was!«

Ich löste mich aus meiner Starre und schaute ihn kopfschüttelnd an. »Verdammt, *ich* bin okay, hör auf, mich so zu behandeln! Was war das da draußen? Da war ein Kind direkt vor dem Auto! Kümmere dich lieber darum, du hast vielleicht gerade wen niedergefahren, Scheiße nochmal!«

Er schaute mich kurz mit offenem Mund an, dann nickte er und keuchte atemlos: »Ja. Klar. Ich schau nach.«

Als er seine Hände von mir nahm, spürte ich, wie sie zitterten. Er öffnete die Fahrertür, die vom heftigen Wind fast wieder zugeschlagen wurde. Langsam stieg er aus.

Zögernd betätigte ich ebenfalls den Öffner für die Tür und setzte einen Fuß aus dem Wagen. Sollte ich? Oder wollte ich mir den Anblick ersparen, falls da draußen nur mehr die übel zugerichtete Leiche eines Kindes lag?

Ich schloss die Tür wieder, stütze das Gesicht in beide Hände und spürte, wie mir eiskalt wurde.

Mein Herz klopfte heftig, unrhythmisch, irgendwie.

Bitte, dachte ich. Bitte schlag weiter, Herz. Lass mich jetzt nicht im Stich.

»Lilly?«

Die Stimme meines Vaters schreckte mich auf, ich zuckte zusammen. »Was ist?«, flüsterte ich und spürte, wie ich bleich wurde. »Ist das Kind ...«

Er schüttelte den Kopf. »Es lebt, offenbar, aber ...«

»Aber was?«

Er biss sich auf die Lippen. »Hilf mir mal, ja?«

Zögernd stieg ich aus und trat vor den Wagen, ins mattgelbe Scheinwerferlicht.

Da lag ein Mädchen am Boden, auf dem eiskalten Asphalt, zusammengekrümmt und zitternd vor Kälte. Zentimeter vor der Stoßstange des Autos, aber ich hatte einen Aufprall weder gehört noch gespürt, also hatte der Wagen die Kleine anscheinend nicht erfasst. Und trotzdem schien sie verletzt.

Nein, die Verletzungen konnten nicht frisch sein.

Oder waren sie gar nicht echt? War das Ganze nur eine verdammt gute Halloween-Verkleidung?

Das Mädchen war vielleicht neun oder höchstens zehn Jahre alt, schätzte ich jetzt. Und ich war mir völlig sicher, dass es dasselbe war, das ich hinter dem Bauernhaus weglaufen gesehen hatte.

Es war sicher zwei Köpfe kleiner als ich, und es trug ein bodenlanges schwarzes Kleid mit hübschen Schnürungen am Rücken, an den Ärmeln und an der Brust. Unter diesen Teilen war der Stoff weinrot. Das Ganze sah sehr elegant, aber auch irgendwie halloweenmäßig aus. So ein Kleid hätte ich vielleicht angezogen, wenn ich mich als Vampirin oder so was Ähnliches verkleiden hätte wollen.

Aber: Das Kleid war am Rücken von Blut befleckt und teilweise verkrustet.

Im oberen Bereich, über den Schulterblättern, hatte es zwei längliche Schlitze, deren Sinn ich nicht verstehen konnte. Durch diese Schlitze hindurch sah es aus, als befänden sich darunter blutverkrustete Narben.

Wenn das ein Halloween-Kostüm war, dann hatte sich jemand damit sehr viel Mühe gegeben, denn das alles sah unglaublich echt und realistisch aus.

»Hallo?«, sprach mein Vater die Kleine an. »Bist du okay? Alles in Ordnung mit dir?«

Das Mädchen reagierte nicht, zog den Kopf ein und starrte schweigend auf den Boden.

Ich kniete mich neben dem Kind hin und streckte ihm meine Hand entgegen. »Ich heiße Lilly«, sagte ich leise. »Und du?«

Sie sagte nichts.

Vorsichtig streckte ich meine Hand aus, ihr entgegen.

Sie zitterte am ganzen Körper. Zögernd berührte ich ihre Fingerspitzen. Sie fühlte sich eiskalt an.

Plötzlich hob sie den Kopf und starrte mich an. Da war wieder dieser Eindruck, als würden ihre Augen ganz matt rötlich leuchten. Sie ergriff meine Hand und drückte sie gegen ihre Wange, so als wolle sie sich daran wärmen. Auch ihr Gesicht fühlte sich kalt wie Eis an.

»Sie muss total unterkühlt sein«, flüsterte ich. »Hast du irgendeine Decke im Auto?«

Mein Vater nickte und lief nach hinten zum Kofferraum. Er kam mit einer dunkelgrauen Acryldecke zurück.

Ich breitete diese über den Rücken des Mädchens, und langsam schien die Kleine Vertrauen zu mir zu fassen.

»Hallo«, sagte ich nochmal flüsterleise. »Ich heiße Lilly, und du?«

Wieder antwortete sie nicht.

»Im Auto ist es warm«, lockte ich sie. »Magst du nicht einsteigen?«

Das Mädchen wandte den Blick in Richtung des Wagens, dessen Scheinwerfer noch ein wenig dunkler

geworden waren als zuvor. Dabei zitterte es wieder. Vor Furcht? Ich wusste nicht wieso, aber das Auto schien ihr Angst einzujagen.

»Wenn sie verletzt ist, müssen wir sie ins Spital bringen«, meinte mein Vater leise.

»Da kommen wir aber mit dem Wagen nicht mehr hin«, vermutete ich und deutete mit einer Hand auf den vor sich hin glimmenden Scheinwerfer auf der Beifahrerseite. »Wir können froh sein, wenn wir zur Hütte kommen.«

»Das sind nur mehr fünfhundert Meter.«

»Dann sollten wir sie mitnehmen und gut einheizen. Morgen früh sehen wir weiter«, schlug ich vor.

»Ja«, nickte mein Vater. »Gute Idee, Lilly. Wenn du sie dazu bringen kannst, einzusteigen?«

Ich streckte der Kleinen wieder die Hand hin. »Komm«, sagte ich. »Hab keine Angst.«

Ihr glattes Kindergesicht entspannte sich etwas und sie griff wieder zitternd nach meinen beiden Händen. Ich umfasste die ihren sanft und zog ganz leicht daran, um ihr auf die Beine zu helfen.

Erst widerwillig, dann langsam und zögernd stand sie auf. Wieder sah sie ängstlich auf das Auto.

»Das ist ein Auto«, sagte ich so ruhig wie möglich, obwohl ich mir dumm dabei vorkam. Natürlich musste sie das wissen; es gab kein Kind, das nicht wusste, was ein Auto war. Bei ihr war ich mir nicht mehr so sicher.

Ich führte sie ganz langsam auf der Beifahrerseite um den Wagen herum und öffnete so sachte wie möglich die hintere Türe. Als die Wärme aus dem Wageninneren herausströmte, ihr entgegen, erhellte sich ihr Gesicht. Ich schob sie ganz langsam und vorsichtig in Richtung der offenen Türe, aber sie sträubte sich.

»Okay«, sagte ich. »Ich steige zuerst ein, damit du weißt, dass dir da drinnen nichts passiert, ja?«

Sie sah mich fragend an, und ohne ihre Hände loszulassen, zwängte ich mich langsam auf die Rückbank. Das war

mit meinen langen Beinen und meiner für ein Mädchen recht stattlichen Größe von 1,74 nicht leicht, denn der Beifahrersitz war ganz nach hinten geschoben.

Sie stand vor dem Wagen, immer noch unschlüssig. Ich zog leicht an ihren Händen, und sie schluckte. Dann schloss sie die Augen, schien ihren ganzen Mut zusammenzunehmen und stieg neben mich ins Auto.

Mein Vater, der von mir unbemerkt ebenfalls auf die Beifahrerseite gekommen war, schloss die Tür, und als die Kälte ausgesperrt war, entspannte sich das Mädchen weiter. Ich legte die Decke um unser beider Schultern und zog die Kleine näher an mich, um sie zu wärmen.

Mein Vater stieg wieder auf den Fahrersitz. »Machen wir, dass wir schnell zum Blockhaus kommen, bevor der Wagen ganz den Geist aufgibt«, sagte er, und ich nickte zustimmend.

Als das Auto sich in Bewegung setzte, hatte ich nochmal den Eindruck, als würde der Körper des kleinen Mädchens sich verkrampfen und das Zittern stärker werden. Fast hatte ich wirklich das Gefühl, die Kleine habe noch nie zuvor ein Auto gesehen – geschweige denn, dass sie in einem mitgefahren wäre. Aber dann verwarf ich den Gedanken schnell wieder.

Auf den letzten Metern vor dem Ziel stotterte der Motor und ruckelte. Die Scheinwerfer gaben praktisch kein Licht mehr, aber wir waren da.

Endlich.

»Bleibt im Auto«, schlug mein Vater vor. »Ich geh rein, zünde ein Feuer im Kamin an und hole euch, wenn es drinnen beginnt, wärmer zu werden!«

Ich fand, dass das eine gute Idee war.

Als ich mit dem fremden Mädchen alleine war, versuchte ich noch einmal, es zum Sprechen zu bringen. »Alles okay mit dir?«, fragte ich und bemühte mich, meine Stimme so sanft und beruhigend wie nur möglich klingen zu lassen. »Geht es dir besser?«

Sie blickte starr durch die Fensterscheibe nach draußen und sagte nichts.

»Hör zu, wir können heute nicht mehr viel für dich tun, aber ich verspreche dir, dass ich morgen alles tun werde, damit du nach Hause zu deinen Eltern kommst, ja?«

Sie wandte sich mir zu, und ich glaubte die Spur eines Lächelns zu erkennen, doch dann senkte sie den Blick, und eine Träne rollte über ihre Wange.

»Du ... du hast doch Eltern, ja?«

Sie bewegte einmal den Kopf hin und her, dann auf und ab.

»Nein und ja?«, wunderte ich mich. »Heißt das, du hast keine zwei Eltern? Nur einen Vater oder nur eine Mutter?«

Kopfschütteln, dann Nicken.

»Also nur eine Mutter?«

Wieder schwaches Nicken.

Ich seufzte. »Ja, dafür habe ich nie eine Mutter gehabt. Nur meinen Vater. Kommst du aus dieser Gegend?«

Irgendwie, dachte ich, klappte unsere Kommunikation ja doch, auch wenn sie noch immer kein Wort sprach.

Sie schüttelte energisch den Kopf.

»Merkwürdig«, murmelte ich und dachte wieder an das Licht und das seltsame Geräusch, das ich gehört hatte. Und an den leuchtenden Schlund, den ich über mir zu sehen geglaubt hatte.

Ganz plötzlich und unvermittelt war da ein Gedanke in meinem Kopf, der so abartig, so an den Haaren herbeigezogen war, dass ich ihn sofort wieder verwarf. Ich dachte daran, wie sie plötzlich neben mir aufgetaucht war. Ich dachte an die blutverkrusteten Stellen auf ihrem Rücken.

Ein schwarzer Engel, dem man die Flügel gestutzt hatte, und der geradewegs vom Himmel gefallen war.

Mein Gott, was ich für Unsinn dachte. Natürlich gab es keine Engel, und sie fielen auch nicht so einfach vom Himmel.

Und wohl schon gar nicht in der Halloween-Nacht.



DREI

Als ich sah, wie eine dünne Rauchfahne aus dem Kamin der Blockhütte stieg, machte sich Erleichterung in mir breit.

Ein warmer Ort. Ein Dach über dem Kopf. Geborgenheit für die Nacht. Alles Dinge, die zuhause selbstverständlich waren. Hier am Arsch der Welt nicht.

»Ich schau mal nach, wie weit mein Vater ist«, sagte ich und öffnete die Autotüre.

Die Kleine wollte nach meiner Hand greifen, aber ich war schon ausgestiegen. Sie öffnete die Tür auf ihrer Seite, sprang förmlich aus dem Wagen und kam zu mir gelaufen. Sie war immer noch in die dicke Decke eingewickelt.

»Okay, du magst nicht alleine im Auto bleiben. Dann komm eben mit.«

Im Inneren des Fahrzeugs war es ohnehin nicht mehr viel wärmer als im Freien.

Der Mond erhellte jetzt die Landschaft, und zudem gab es an der Außenwand der Hütte eine Lampe, die aber nur wenige Meter weit leuchtete.

Rings um uns ragten hohe Fichten in den Nachthimmel, die sich im Sturm bogen.

Der Zufahrtsweg, an dessen Ende der Wagen stand, ging in einen Trampelpfad über, der noch etwa zehn Meter geradeaus weiterführte und dann zwischen zwei großen

moosbedeckten Steinen am Ufer eines idyllischen Waldteiches endete.

Ich ging langsam auf den kleinen See zu und schloss den Zipp meiner Jacke bis oben.

Das Mädchen neben mir starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die Wasserfläche, ergriff meine Hand und versuchte, mich zurückzuhalten. Es blieb stehen und stemmte sich mit den Beinen gegen den Boden, um mich am Weitergehen zu hindern.

»Ich will mir nur den See anschauen«, sagte ich verwundert. »Du musst nicht mitkommen.«

Sie schüttelte energisch den Kopf, als wäre es nicht ein harmloser, ruhig im Mondlicht liegender Waldteich, sondern eine tödliche Gefahr, der ich mich sorglos nähern wollte.

Ich löste meine Hand aus der ihren und ging weiter, während die Kleine wie versteinert stehenblieb und mir mit vor Angst geweiteten Augen nachsah.

Ich begriff nicht, was sie so verschreckte.

Am Ende des Pfades führte ein hölzerner Steg etwa fünf Meter weit aufs Wasser hinaus. Ein kleines Ruderboot war daran befestigt.

Ich kniete nieder und streckte den Arm ins Wasser, um die Temperatur zu prüfen. Wie erwartet, war es eiskalt.

Als ich mich umdrehte, stand das Mädchen hinter mir, am ganzen Körper zitternd, nervös an den Fingernägeln kauend. Ungläubig starrte es auf meinen Arm.

»Alles okay«, sagte ich beruhigend. »Ich wollte nur sehen, wie kalt es ist.«

Die Kleine griff nach meinem noch nassen Arm und zog die Hand blitzartig wieder zurück, so als habe sie sich an meiner Haut verbrannt. Sie verzog das Gesicht vor Schmerz, und sicherlich hätte sie laut aufgeschrien ...

... wenn sie schreien hätte können. Mit einem Mal wurde mir klar, dass das Mädchen nicht schwieg, weil es nicht sprechen *wollte*, sondern weil es nicht *konnte*.

»Bist du ... stumm?«, fragte ich leise.

Die Kleine schluckte, aber statt zu antworten, starrte sie auf ihre Handfläche, die leicht gerötet wirkte. An der Spitze des Zeigefingers glaubte ich im schwachen Lichtschein eine Brandblase zu erkennen.

Mir lief es kalt über den Rücken. Irgendetwas stimmte mit diesem Mädchen überhaupt nicht.

Und weil ich schon dabei war, mich über seltsame Dinge zu wundern, kam mir plötzlich zu Bewusstsein, in welcher Lage ich mich gerade befand.

Das Auto funktionierte nicht.

Wir befanden uns an einem einsamen, abgelegenen See irgendwo in der Einöde, gefangen fernab der Zivilisation.

Ohne eine Chance, schnell zu verschwinden.

Ohne Telefonverbindung nach draußen.

Ohne eine Möglichkeit, um Hilfe zu rufen.

Irgendetwas war in der Nähe, das Katzen tötete und ihr Blut trank. Und es war Halloween.

Ich zuckte zusammen und schrie laut auf, als ich direkt hinter mir das Knacken eines Zweiges hörte.

»Lilly! Ich bin's doch nur!«

Ich atmete tief durch und lehnte mich gegen einen Baum. »Papa!«, hauchte ich. »Hast du mich jetzt erschreckt!«

»Aber Lilly, hier ist doch nichts, wovor man sich irgendwie fürchten müsste!«

Ich schüttelte fassungslos den Kopf. »Nicht? Verdammt, Papa, was ist das da?«, rief ich außer mir. »*Camp Crystal Lake*? Kein Telefon funktioniert, das Auto ist kaputt, wir sitzen fest und kommen bis nach dem Feiertag nicht weg! Hast du eigentlich *Jason* auch zur Party eingeladen?«

Er sah mich fragend an. »Was? Wen?«

»Na, Jason. Den Typ mit der Eishockeymaske. Okay, der ist aus *Freitag der Dreizehnte* und nicht aus *Halloween*, aber das ist auch schon egal, oder?«

Er schüttelte den Kopf. »Lilly, was schaust du dir nur für Filme an? Du bist sechzehn!«

»Papa, der Film ist ab sechzehn, außerdem hab ich schon Schlimmeres gesehen.«

»Aber ... du sollst dich doch nicht aufregen ...«

Schon wieder das gleiche Theater.

»Nein, soll ich nicht«, grummelte ich. »Jedenfalls war das nur ein Film, und das hier ist real. Was gedenkst du jetzt zu machen, wegen dem Auto und so?«

Er schüttelte sich, zog seine Jacke enger an sich und schaute sorgenvoll zum Himmel hinauf. »Ich baue jetzt mal schnell die Batterie aus, werde sie über Nacht laden und morgen früh fahren wir und bringen das kleine Mädchen ins Krankenhaus nach Horn. Oder zur Polizei, oder wohin auch immer. Und ihr beide geht jetzt ins Haus, drinnen ist es schon warm. Der Sturm wird sicher noch stärker, und es kann ziemlich ungemütlich werden im Freien.«

Er gab mir einen Kuss auf die Stirn. »Kannst du so lieb sein und einen Tee kochen, damit er fertig ist, wenn ich hier draußen alles erledigt habe?«

Ich seufzte, zuckte die Achseln und sagte: »Wenn ich es schaffe, den Gaskocher in Betrieb zu nehmen, ohne dass wir in die Luft fliegen, dann ja. Was hältst du von einer heißen Suppe?«

Er zeigte ein gekünsteltes Lächeln. »Gutes Kind. Ich beeile mich, ja?«

Das kleine Mädchen war die ganze Zeit still neben uns gestanden, die Decke fest um sich gewickelt. Auch jetzt folgte es mir nur mit seinen Blicken, während ich zum Kofferraum ging und nach einer großen Tasche mit Lebensmitteln suchte, die wir von zuhause mitgenommen hatten. Außerdem hängte ich mir meinen Rucksack um, in dem sich mein Gewand zum Wechseln, Toilettesachen und noch ein paar persönliche Dinge befanden.

Das kleine Mädchen wartete ab; erst als ich mich auf den Weg in Richtung der Blockhütte machte, folgte es mir.

Drei schon etwas morsche Holzstufen führten hinauf zu einer überdachten Veranda, die die gesamte Breitseite des

Hauses einnahm. In der Mitte, genau unter dem kunstvoll geschnitzten Dachgiebel, führte eine Tür nach drinnen, und links und rechts davon gab es je ein kleines Fenster.

Im Inneren kam man in einen schmalen Gang mit drei Türen. Eine links, eine rechts und eine gerade vor uns.

Ich öffnete die rechte Türe. Dahinter lag ein Schlafraum mit zwei Betten und einem Kasten.

Spartanisch.

Die Tür nach links führte in eine kleine Küche. Ein Waschbecken, ein Gasherd. Mehrere Schränke, die an der Wand montiert waren. Auch nicht gerade üppig ausgestattet, aber ich dachte, dass ich mich zurechtfinden würde.

Die Tür geradeaus führte in den gemütlichsten Raum des Hauses, eine Stube, die sich über die ganze Breite des Hauses erstreckte. An der linken Wand befand sich ein großer offener Kamin. Das Feuer, das darin knisterte, tauchte den Raum in angenehmes flackerndes Licht. In einer Ecke stand ein Tisch, darum herum vier Holzsessel. Rechts und links vom Kamin gab es noch zwei Betten.

Ich wusste genau, wo das fremde Mädchen und ich schlafen würden. Eines der Betten im ungeheizten Nebenraum durfte gerne mein Vater haben. Der liebte die Kälte, im Gegensatz zu mir, und schlief selbst im tiefsten Winter immer mit gekipptem Fenster. Ich hingegen würde mich heute Nacht nicht mehr weiter als unbedingt nötig von der Feuerstelle wegbewegen. Und ich würde mit zwei Paar dicken Socken übereinander und Trainingshose schlafen, so viel war sicher.

Das Mädchen war mir die ganze Zeit über gefolgt. Als ich mich umwandte, sah ich, dass es wie hypnotisiert in die Flammen des Kamins schaute. Seine Augen leuchteten dabei vor Freude und Glück, wie mir schien.

So sehr das Wasser draußen die Kleine abgestoßen und verängstigt hatte, so sehr schien das Feuer sie anzuziehen.

»Magst du Feuer?«, fragte ich und wunderte mich im nächsten Augenblick wieder, warum ich heute eigentlich

schon den ganzen Abend über so dämliche Fragen stellte. Das war ohnehin offensichtlich.

Sie nickte erfreut.

»Dann bleib hier und wärm dich auf«, sagte ich. »Ich gehe in die Küche und werde schauen, was ich auf die Schnelle für uns zaubern kann.«

Sie wandte den Kopf mit einer blitzschnellen Bewegung in meine Richtung und sah mich fragend an.

»Das sagt man nur so«, stellte ich fest. »Natürlich kann ich nicht zaubern.«

Kopfschüttelnd ging ich in die Küche.

Seltsam. Die Kleine war einfach nur seltsam.

Nachdem ich zunächst erfolglos versucht hatte, den Herd mit einem Streichholz anzuzünden, fand ich den Haupthahn der Gasleitung, den man zuerst öffnen musste.

Die nackte Glühbirne an der Decke der Küche gab nicht viel Licht, sodass ich die Tasche mit den Lebensmitteln direkt darunter stellen musste, um darin etwas zu finden.

Fertiggerichte.

Ich hasste es. Normalerweise liebte ich es, kreativ und abwechslungsreich mit frischen Zutaten zu kochen.

Hier blieb mir nichts anderes übrig, als eine Packung Fertigsuppe zu öffnen und in einen Topf mit Wasser einzurühren. Wenigstens war es Eierschwammerlsuppe. Von allen Fertigsuppen diejenige, die ich noch am liebsten mochte.

Während ich den Topf bewachte, damit er nicht überkochte, setzte ich einen Wasserkessel für den Tee aufs Feuer. Mehr als Suppe würden wir heute ohnehin nicht mehr essen. Ich hatte keinen wirklichen Appetit.

Wie spät war es eigentlich?

Ich zog mein Handy aus der Tasche. Natürlich, wie ich befürchtet hatte: Es zeigte nicht bloß NUR NOTRUF – das hätte bedeutet, dass es hier *irgendein* Handynetzz gab –, sondern KEIN NETZ.

Beruhigend.

Ja, es würde wirklich ein sehr ruhiges Wochenende werden, dachte ich noch. Abgesehen vom heulenden Sturm und den klappernden Fensterläden.

Zumindest würde ich nicht von lästigen WhatsApp-Nachrichten meiner Freundinnen gestört werden, die mir ganz angeberisch Selfies von ihrer megacoolen Halloween-party schickten.

Scheiße. Gottverdammte Scheiße.

Die Suppe kochte, das Teewasser auch. Immerhin etwas. Ich suchte in den Schränken nach drei Tellern und Löffeln.

Es dauerte nicht lange, bis ich fündig wurde. Außerdem entdeckte ich einen Streuer, in dem das Salz zu einem steinharten Klumpen geworden war, und eine Zuckerdose, deren Inhalt man auch nur mehr mit einem Stemmeisen hätte entnehmen können. Und eine Packung Strohhalme. Die brauchte ich nicht wirklich.

Ich hörte ein Geräusch an der Tür und lief schnell, um meinem Vater zu öffnen. Er stand draußen, die Autobatterie in beiden Händen haltend. Ich hielt ihm die Tür auf, und er stolperte herein.

Endlich konnte er das schwere Ding am Boden des kleinen Nebenraumes rechts vom Eingang abstellen.

Das Mädchen war zu uns gelaufen gekommen, um nachzusehen, was los war.

Während mein Vater das Ladegerät anschloss, wandte er sich an die Kleine und sagte: »Geh da nicht ran, da ist Batteriesäure drin.«

Vielleicht war es wirklich gut, das fremde Mädchen auf alle Gefahren aufmerksam zu machen, nachdem es ja nicht mal zu wissen schien, was ein Auto war.

Die Kleine hatte beim Wort *Batteriesäure* interessiert die Brauen gehoben. Vielleicht kannte sie den Begriff nicht.

»Essen ist fertig«, sagte ich.

Mein Vater ging, um sich die Hände zu waschen, während ich die drei Teller und das Besteck nahm und dem

Mädchen entgegenstreckte. »Kannst du das reintragen, dann nehme ich den Suppentopf«, schlug ich vor.

Sie nickte und ging voraus. Wenigstens schien sie zu wissen, wie man einen Tisch deckte.

Sie stellte die Teller hin und legte die Löffel säuberlich daneben.

Als ich den dampfenden Topf mit Suppe in die Mitte des Tisches stellte, nahm ihr Gesicht einen entsetzten Ausdruck an. Ich nahm einen Schöpfer voll und gab meinem Vater etwas auf den Teller, dann wollte ich ihr etwas geben.

Sie wich angewidert zurück, als wäre es irgendetwas Ekeliges, das ich ihr vorsetzen wollte.

»Das ist Eierschwammerlsuppe.«

Sie schüttelte heftig den Kopf.

»Du solltest was essen«, sagte mein Vater.

Das Mädchen schnupperte, dann wiederholte es sein Kopfschütteln.

Ich seufzte. »Papa, als ich kleiner war, hat mir Schwammerlsuppe auch nicht geschmeckt«, erinnerte ich mich. »Vielleicht gibt es ja was anderes in der Küche, was sie mag!« Ich wandte mich an das Mädchen. »Komm!«

Die Suppe war ohnehin noch glühheiß. Ich gab der Kleinen einen Wink, mir zu folgen und ging voraus in die Küche. Dann sah ich nach, was ich ihr noch anbieten konnte.

»Brot mit Aufstrich?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Eine Dose Thunfisch?«

Wieder Kopfschütteln.

»Magst du überhaupt was essen? Oder nur etwas trinken? Orangensaft? Wasser?«

Fast hatte ich es erwartet: Sie schüttelte nur den Kopf.

»Na gut«, sagte ich. »Dann geh ich jetzt mal was essen, bevor es kalt wird.« Ich wandte mich zum Gehen, während sie in der Küche stehenblieb. Als ich wieder zu meinem Vater in die Stube kam und die Tür zum Vorraum hinter mir schloss, sah er mich fragend an. »Was gefunden?«

»Nein«, seufzte ich.

»Hast du sie draußen alleine gelassen? Nicht, dass sie irgendwas anstellt!«

Ich zuckte die Achseln. »Was soll sie denn anstellen? Papa, das Mädchen ist so verschreckt und hat so Angst vor allem, dass es sicher nichts anrührt.«

Ich setzte mich zu Tisch und nahm mir Suppe.

»Lilly«, flüsterte mein Vater, und seine Stimme klang sehr besorgt. »Glaubst du, dass sie das Opfer von irgendeinem Verbrechen ist?«

Ich hielt inne und legte den Löffel, den ich mir gerade in den Mund schieben wollte, wieder zurück in den Teller. »Du meinst, weil sie so ...«

»Traumatisiert«, sagte er. »Eindeutig. Irgendwer hat ihr etwas angetan, das ist sicher. Das merkt man doch.«

Ich biss mir auf die Lippen, dann nahm ich wieder den Löffel und aß zaghaft weiter. »Papa, irgendwas stimmt nicht mit dem Mädels.«

»Sag ich doch.«

»Nein ... das meine ich nicht. Auf andere Art stimmt was nicht mit ihr. Sie isst nichts, sie trinkt nichts ...«

»Das würde dazu passen, dass sie unter Schock steht.«

»... und sie hat Angst vor Wasser.«

»Auch das wäre nichts Ungewöhnliches.«

Ich wusste nicht, wie ich meinem Vater erklären sollte, *was* meiner Ansicht nach mit dem Kind nicht stimmte, ohne mich dabei völlig zum Trottel zu machen. Ich konnte nicht sagen, dass ich das Gefühl hatte, dass ...

... dass dieses Mädchen von irgendwo kam, nur nicht von unserer Welt.

Es war Halloween.

Die Nacht, in der die Grenzen verschwammen. Die Grenzen zwischen Tod und Leben, zwischen Wirklichkeit und Traum, zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen unserer Welt und anderen Welten.

Unsinn. Alles nur Ammenmärchen.

Irritiert blickte ich zur Decke, denn während ich gerade nachgrübelte, war das Licht ausgefallen. Nur mehr das flackernde Feuer im Kamin erhellte den Raum.

Ich sah fragend zu meinem Vater, und im gleichen Moment wurde die Tür aufgerissen, und das Mädchen kam hereingelaufen.

»Keine Angst!«, beruhigte ich. »Nur ein Stromausfall. Vielleicht durch den Sturm.«

Die Kleine schien mit meiner Erklärung so rein gar nichts anfangen zu können.

Mein Vater hatte in der Zwischenzeit auf einem an die Wand montierten Brett eine Kerze und eine Schachtel Streichhölzer gefunden.

Das Mädchen beobachtete ihn fasziniert. Die Blicke der Kleinen folgten dem brennenden Hölzchen zur Kerze, und das Licht spiegelte sich in den Augen, die wieder einen leicht rötlichen Glanz zu haben schienen. Das Kind setzte sich neben uns, stützte die Ellbogen auf die Tischplatte und schien vor der Kerze zu meditieren.

Schweigend beendeten wir unser Essen.

Mein Vater stand auf, räumte die Teller ab und sagte: »Ich hole eine Taschenlampe aus dem Auto und schaue nach, ob vielleicht nur eine Sicherung defekt ist.«

Ich blieb mit dem Mädchen alleine in der Stube zurück.

»Alles okay?«, fragte ich besorgt, als ich sah, dass das Kind noch immer wie hypnotisiert auf die Flamme starrte.

Die Kleine nickte, ohne den Blick abzuwenden. Eine tiefe Sehnsucht lag darin, und zugleich unendliche Traurigkeit, die sich auf mich übertrug. Ich legte ihr die Hand auf die Schulter und fragte leise: »Wo kommst du her?«

Sie hob langsam den Kopf und verdrehte die Augen gen Himmel. Dann blickte sie zu Boden, sah wieder ins Feuer und zuckte die Achseln.

Ganz langsam und zaghaft ließ ich meine Hand ein Stück über ihren Rücken nach unten gleiten, zu den blutverkrusteten, vernarbten Stellen an den Schulterblättern.

Es waren wirklich Narben.

Keine Theaterschminke, keine Halloween-Verkleidung. Sie zuckte und biss die Zähne zusammen, während ich keuchend die Luft ausstieß und hauchte: »Was hat man dir angetan?«

Sie schloss die Augen, senkte den Blick, und eine Träne lief aus ihrem Augenwinkel über ihre Wange hinab.

Ich stand auf und schüttelte mich. »Entschuldige«, sagte ich leise. »Ich komm gleich wieder!«

Meine Knie zitterten, als ich eilig in die Küche ging und das Wasser aufdrehte. Ich hielt meine Hände unter den Strahl, beugte mich hinunter und wusch mir eiskalt das Gesicht. Hoffte ich, aus einem schlechten Traum aufzuwachen? Vielleicht.

Das Mädchen war mir unheimlich. Die Narben auf seinem Rücken waren echt, und wieder konnte ich nicht anders, ich musste an Flügel denken, die dort einmal gewachsen sein mussten.

Aber es gab keine Mädchen mit Flügeln.

Nicht in unserer Welt!

Wo, zum Teufel, kam sie her?

Ich trank ein Glas Wasser und bemerkte, dass die Packung mit den Strohhalmen, die ich auf der Küchenskredenz liegen gelassen hatte, aufgerissen war. Das war sehr seltsam. Hatte das Mädchen vielleicht doch Durst gehabt? Brauchte es einfach nur einen Strohhalm, weil es nicht normal trinken konnte?

Vielleicht aus dem gleichen Grund, aus dem es nicht sprechen konnte?

Schauernd trat ich hinaus ins Vorzimmer. Mein Vater war nirgends zu sehen. Vielleicht war der Sicherungskasten auch irgendwo draußen, an der Außenwand der Hütte, montiert.

Einerseits verspürte ich den dringenden Wunsch, meinem Vater von der ganzen Sache zu erzählen, und andererseits wusste ich, dass er mich für verrückt halten würde.

Kopfschüttelnd ging ich zurück in die Stube. Leise öffnete ich die Türe, und das Mädchen bemerkte mich nicht gleich. Mit offenem Mund sah ich zu, was es tat.

Die Kleine saß auf einem Schemel neben dem Kamin, zündete gerade ein Streichholz an und steckte es brennend in den Mund. Dabei machte sie einen zufriedenen Gesichtsausdruck, als wäre es keine Flamme, sondern ein Stück Schokolade, das sie sich gerade genüsslich zu Gemüte führte.

Es war wohl auch nicht das erste. Auf dem Boden vor ihr lag ein ganzer Haufen abgebrannter Zündhölzer.

Als sie mich sah, zuckte sie zusammen und ließ die Schachtel fallen.

»Keine Angst«, flüsterte ich. »Ist schon okay. Egal, was du da tust, es ist in Ordnung.« Ich schüttelte den Kopf und ergänzte dann spontan: »Ich kenne das. Ich nasche auch für mein Leben gern.«

Was hatte ich da gesagt?

Aber mein spontaner Gedanke war tatsächlich gewesen, dass sie das Feuer *auf*faß, so seltsam das auch klang.

Ich setzte mich neben sie auf den Boden. »Wer bist du?«, fragte ich, obwohl ich genau wusste, dass ich keine Antwort bekommen würde. »Woher kommst du? Ach, wenn du bloß sprechen könntest!«

Sie sah mir in die Augen, dann machte sie eine Handbewegung, als wolle sie vor mir etwas in die Luft schreiben. »Schreiben!«, rief ich erfreut. »Genau, das ist es! Vielleicht kannst du es mir ja aufschreiben!«

Ich zog mein Handy aus der Tasche, öffnete eine Notizdatei und hielt es ihr hin.

Ratlos starrte sie auf den Bildschirm.

Ich zeigte ihr vor, wie man auf der virtuellen Tastatur tippen konnte, aber sie schüttelte nur den Kopf und wiederholte ihre Geste.

»Okay«, sagte ich. »Ich werde schauen, ob ich einen Stift und Papier finde.«

Im Handschuhfach des Autos gab es einen Kugelschreiber, das wusste ich. Aber ich hatte Angst, nach draußen zu gehen, also suchte ich in der Hütte.

Neben dem Eingang wurde ich fündig, da stand ein kleines Tischchen, und darauf gab es einen Block mit Werbeaufdruck der *Zwettler Brauerei* und einen Kuli.

Ich ging damit zu dem Mädchen, das gerade dabei war, das letzte der Zündhölzer zu verspeisen.

Zum Glück gab es in der Küche neben dem Herd noch eine zweite Schachtel, sonst hätten wir uns ab sofort nichts mehr zu essen kochen können.

Ich legte den Block vor sie hin und reichte ihr den Stift. Das Mädchen betrachtete beides misstrauisch, dann begann es, Schriftzeichen zu malen.

Zeichen, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Acht Symbole, das zweite und das letzte waren identisch. »Was ist das?«, wunderte ich mich. »Ich kann das nicht lesen.«

Sie sah mich nur ratlos an. Gewiss war das eine Art von Schrift – aber keine, die *ich* kannte.

Ich hatte eine Idee. »A?«, fragte ich.

Sie wies mit dem Finger auf das Symbol, das zweimal vorkam: Einen Kreis, der diagonal durchkreuzt war, wie ein O mit einem X darin. Ich schrieb ein A unter die beiden Zeichen und fragte weiter: »B?«

Sie schüttelte den Kopf. Auch C und D schienen in ihrem Namen nicht vorzukommen. Erst bei E nickte sie wieder und zeigte auf das fünfte Symbol, das ähnlich aussah wie das A, nur um 45 Grad gedreht.

F, G und H kamen nicht vor, aber ein I: Es war das vierte Symbol, ein leerer Kreis.

Ein J gab es nicht, aber bei »K?« nickte sie wieder und wies auf den ersten Buchstaben, ein auf der Spitze stehendes Dreieck mit einem waagrechten Strich auf halber Höhe. Auch ein L kam vor und ein N. Um das letzte fehlende Zeichen zu erraten, musste ich bis T weiterprobieren.

KALIENTA stand jetzt da.

Ich fand aber, dass es besser aussah, wenn man es so schrieb, als wäre es ein italienischer oder spanischer Name, mit einem C statt einem K am Anfang: *Calienta*. Ich sprach den Namen laut aus, und zum ersten Mal, seit wir einander getroffen hatten, war da eine Spur von einem Lächeln auf ihren Lippen.

Bedeutete *caliente* nicht so viel wie heiß? *Passend*.

Gerade, als ich etwas sagen wollte, leuchtete die Deckenlampe wieder hell auf. Ich sammelte schnell die abgebrannten Zündhölzer vom Boden auf, warf sie in den Kamin und die leere Streichholzschachtel gleich hinterher. Dann legte ich den Finger auf meinen Mund und flüsterte: »Ich sage meinem Vater nichts, okay?«

Sie nickte heftig.

Calienta.

Irgendwie begann ich, sie immer mehr zu mögen.

,



VIER

Wenige Sekunden später hörte ich die Eingangstüre, und kurz darauf kam mein Vater wieder in die Stube. »Na, hab ich's doch gesagt«, seufzte er erleichtert. »Eine Sicherung war durchgebrannt. Kein Wunder bei der antiquierten Verkabelung hier. Die ist wohl so alt wie das Haus, das sind noch stoffummantelte Kabel. Unglaublich.«

Ich verstand nichts von Stromleitungen und Sicherungskästen, und was stoffummantelte Kabel waren, wusste ich auch nicht. Also nickte ich nur dazu.

Ein Blick auf mein Handy verriet mir, dass es schon halb zehn war. »Ich bin müde«, bemerkte ich. »Wir sollten dann schlafen gehen!«

»Ja, gute Idee«, stimmte mein Vater zu. »Ich werde mal schauen, wo ich das Bettzeug finde. Aber vorher will ich noch mal sehen, was die Batterie macht.«

Er ging hinaus in den Vorraum und weiter in den Schlafraum, in dem er das Ladegerät aufgestellt hatte. Ich folgte ihm, während das Mädchen alleine zurückblieb.

»Und?«, fragte ich.

Mein Vater sah kopfschüttelnd auf ein Messinstrument, das auf der Vorderseite des orangeroten Kastens angebracht war. »Komisch. Kein Ladestrom?«

»Was heißt das?«, wollte ich wissen.

»Dass die Batterie nicht geladen wird. Also, entweder, das Gerät ist kaputt ... oder die Batterie. Bringst du mir mal die Taschenlampe?«

Ich holte sie aus der Küche. Mein Vater hatte in der Zwischenzeit sechs kleine Plastikverschlüsse von der Oberseite der Batterie entfernt und leuchtete mit der Lampe ins Innere der Batterie. »Das gibt's nicht!«, rief er.

»Was gibt's nicht?«, wunderte ich mich.

»Die Batterie ist völlig leer.«

»Das wissen wir doch eh.«

»Nein, so meine ich es nicht.« Wieder schüttelte er den Kopf. »Nicht *leer*, sondern leer. Also nicht ungeladen, sondern ... da ist kein Tropfen Batteriesäure mehr drin. Die ist komplett trocken!«

Ich erinnerte mich grob an den Physikunterricht. »Die kann aber nicht einfach verdunsten, oder?«

»Nein, kann sie nicht. Säure muss man nie nachfüllen, nur destilliertes Wasser. Das verstehe ich nicht.«

Wie sollte ich es dann erst verstehen?

Ich fragte mich gerade, wieso sich an diesem Abend die merkwürdigen und unerklärlichen Dinge in geradezu beängstigender Weise zu häufen begannen, als ein ohrenbetäubendes Krachen und Scheppern von draußen uns zusammenzucken ließ. Und im gleichen Moment war auch wieder das Licht aus.

Mein Vater stand starr vor Schreck, und ich hauchte nur verängstigt: »Was war das?«

Er schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Ich werde nachschauen.«

Ich nahm seinen Arm. »Bitte sei vorsichtig!«

»Ja, Lilly, keine Sorge.« Er ging nach draußen auf den Gang, öffnete die Eingangstür und spähte vorsichtig ins Freie. Plötzlich stieß er einen Schrei aus und rannte los.

»Papa! Was ist passiert?«

Ich zögerte kurz, dann folgte ich nach draußen und sah auf den ersten Blick, was geschehen war.

Mein Vater stand wenige Meter von der Hütte entfernt, auf halbem Weg zwischen dem Eingang und unserem Auto. Oder besser: dem, was von unserem Auto übrig war.

Ein Baum, vielleicht einen halben Meter im Durchmesser, war vom Sturm entwurzelt und umgeweht worden. Der Wurzelstock hing etwa einen Meter über dem Boden in der Luft, der mächtige Stamm der Fichte lag quer auf dem Dach unseres Wagens, und die Äste des Baumwipfels versperrten die Zufahrtsstraße auf einer Länge von gut zwanzig Metern. Die Stromleitung, die direkt neben der Straße verlief, war heruntergerissen und zerstört worden.

Das Auto war jetzt flach wie ein schnittiger Sportwagen, das Dach komplett eingedrückt, die Scheiben gesplittert. Keine der Türen ließ sich mehr öffnen, und auch der Kofferraum war völlig unzugänglich. Gut, dass wir zuvor alles ausgeräumt hatten.

Mein Vater schnappte immer wieder nach Luft und bewegte stumm den Mund wie ein Fisch auf dem Trockenen. Dazu schüttelte er ungläubig den Kopf. Endlich fand er seine Sprache wieder. »Mein Auto!«, stieß er mit weinerlicher Stimme hervor.

»Ich glaube, wegen der Batterie müssen wir uns jetzt keine Sorgen mehr machen«, sagte ich leise und bereute meine Worte gleich darauf wieder. Ich wusste ja, wie sehr mein Vater an der alten Karre gehangen war, und der Satz war gerade ausgesprochen pietätlos gewesen.

»Ich gehe«, sagte er plötzlich und kurzentschlossen. »Ich hole Hilfe. Es hat keinen Sinn, hierzubleiben!«

»Papa, bei dem Sturm ... was ist, wenn unterwegs ein Baum umstürzt und dich erschlägt?«

Er schüttelte den Kopf, und ich wusste, wie sinnlos es war, meinen Vater von Dingen abbringen zu wollen, die er sich in den Kopf gesetzt hatte – egal, wie unlogisch und irrational sie waren.

Der Verlust seines Autos war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hatte.

Mit einem Mal war die Stimmung meines Vaters gekippt; von einem Moment auf den anderen stand sein Entschluss fest: Er wollte keine Sekunde länger als nötig hier in der Einöde, am Ende der Welt, bleiben.

»Ich gehe in den Ort«, sagte er. »Ich verständige die Feuerwehr. Kienast soll uns mit dem Wagen abholen. Ihr beide, du und das Mädchen ...«

»Sie heißt Calienta«, warf ich ein.

Er fragte nicht einmal, woher ich das wusste. »Okay, du und Calienta, ihr bleibt hier, bis ich wiederkomme. In der Hütte seid ihr sicher. Setzt euch zum Kamin, oder legt euch in der warmen Stube schlafen. Es kann etwas dauern, bis ich wiederkomme.«

»Papa, warum willst du nicht bis morgen früh warten? Bis der Sturm nachlässt?«

Sinnlos. Mein Vater war genauso ein Sturschädel wie ich. Mit dem Unterschied, dass ich zumindest halbwegs rational zu handeln pflegte – wenigstens bildete ich mir das ein. Bei ihm war das nicht immer der Fall.

Er stapfte wütend zurück ins Haus, um sich noch einen Pullover unter der Jacke anzuziehen. Im Vorzimmer trafen wir auf Calienta, die uns fragend entgegensah.

»Ein ... ein Baum ist auf unser Auto gestürzt«, erklärte ich ihr. »Mein Vater geht, um Hilfe zu holen.«

Ihre Augen weiteten sich, und sie schüttelte den Kopf.

»Ja«, flüsterte ich, während mein Vater im Nebenraum verschwunden war, »ich weiß, dass das keine gute Idee ist. Aber von mir lässt er sich ja nichts sagen!«

Mein Vater trat wieder ins Vorzimmer. »Ihr beide verlasst unter keinen Umständen die Hütte!«, schärfte er mir ein. »Und ihr öffnet auch niemandem außer mir die Tür!«

Das war seltsam. So unbekümmert mein Vater noch vor wenigen Minuten gewesen war, nun war offenbar alles anders, und er machte sich ernsthafte Sorgen um uns.

»Nein, natürlich nicht!«, versicherte ich. »Wir sind ja vernünftig.«

Er überhörte die deutliche Spitze geflissentlich, schloss den Zipp seiner Jacke und ging dann, mit einer großen Taschenlampe in der Hand, in die Nacht davon.

Ich verriegelte hinter ihm die Tür, und Calienta schüttelte den Kopf, sobald wir alleine waren.

»Ja«, sagte ich seufzend. »Mein Vater. So ist er halt.« Dann zuckte ich die Achseln und schlug vor: »Wir sollten uns schlafen legen.«

Ich vergewisserte mich, dass die Tür fest geschlossen war und sagte mir dabei vor, dass das eigentlich völlig unnötig war. Niemand würde mitten in der Nacht hier vorbeikommen; niemand wäre so wahnsinnig, wie mein Vater bei diesem Wetter draußen herumzurennen, und selbst, wenn: Wir waren nicht in einem Horror-Slasher, und falls jemand kommen würde, würde er weder eine Eishockeymaske noch einen Handschuh mit rasiermesser-scharfen Klingen daran tragen. Dachte ich zumindest.

Wir gingen wieder in die warme Stube, und ich besah mir die Betten. Es gab ausreichend dicke Decken, aber ich konnte nicht einschätzen, wie kalt es in der Nacht werden würde, wenn das Feuer im Kamin erst einmal heruntergebrannt war.

Ich schlüpfte aus meinen Jeans und überlegte kurz, ob ich die dicke Strumpfhose, die ich darunter anhatte, ausziehen sollte. Aber ich entschied mich dagegen. Stattdessen schlüpfte ich in meine Trainingshose und zog mir noch ein Paar warme Socken über die Füße.

Calienta stand daneben und betrachtete mich fragend. Da erst wurde mir bewusst, dass sie ja nichts besaß, womit sie sich umziehen hätte können, und auch ihr würde in der Nacht wieder kalt werden.

Ich konnte ihr aber nichts von mir anbieten, denn meine Sachen waren ihr viel zu groß. »Du kannst auch ein Paar dicke Socken von mir haben«, bot ich an und fügte nach kurzem Zögern hinzu: »Und wenn dir kalt ist, darfst du dich auch gerne zu mir ins Bett kuscheln.«

Hatte ich das wirklich gerade gesagt?

Ich wunderte mich über mich selbst, denn das war sonst so gar nicht meine Art. Körperliche Nähe war mir eher unangenehm; ich gehörte auch nicht zu den Mädchen, die Freundinnen überschwänglich mit einem Küsschen links und einem Küsschen rechts begrüßten. Distanz war mir angenehmer. Aber andererseits hätte Calienta meine kleine Schwester sein können, und unter Schwestern war es nichts Schlimmes, miteinander das Bett zu teilen, wenn man froh, Angst hatte oder schlecht geträumt hatte.

»Ich geh mich waschen und Zähne putzen«, erklärte ich, als mir einfiel, dass das mit dem Waschen vor dem Schlafengehen bei Calienta nicht so einfach war. Mit Wasser durfte sie ja offensichtlich nicht in Berührung kommen.

Ich ging in die Küche – dort gab es die einzige Wasserstelle im Haus – und wusch mich. Nachdem ich mir die Zähne geputzt hatte, eilte ich zurück ins Wohnzimmer.

Calienta stand mit dem Rücken zu mir vor dem Kamin, ein brennendes Holzsplit in der Hand. Langsam strich sie mit der Flamme über ihre Unterarme wie ein Fakir bei einer Feuershow im Zirkus.

Ich hätte längst wissen müssen, dass ihr die Hitze nichts ausmachte, immerhin hatte sie auch schon brennende Zündhölzer genascht. Trotzdem war der Anblick für mich im ersten Moment so erschreckend, dass ich einen kurzen Schrei ausstieß.

Calienta zuckte zusammen und ließ das Split fallen. Mit einem neuerlichen Aufkreischen stürzte ich zu ihr, hob das Holz auf und warf es zurück in den Kamin, bevor es den Fußboden in Brand setzen konnte.

»Pass doch auf!«, fuhr ich sie an. »Mit Feuer spielt man nicht! Du zündest noch das ganze Haus an!«

Sie sah mich verständnislos an. Ich atmete tief durch, besann mich und sagte dann entschuldigend: »Tut mir leid, ich weiß schon, dass du nicht gespielt hast. Du wolltest dich auch irgendwie ... säubern, nicht?«

Sie nickte.

»Komm, leg dich hin«, sagte ich seufzend.

Sie blickte zwischen den beiden Betten hin und her und sah mich dann fragend an.

»Ist mir egal, such dir eines aus«, schlug ich vor.

Sie trat an das linke Bett heran, setzte sich darauf und begann, ihre Stiefel auszuziehen, während ich die Kerzen ausblies, sodass nur mehr das prasselnde Feuer im Kamin den Raum erhellte.

Ich schlüpfte unter die Bettdecke, drehte mich zur Wand und schloss die Augen. Und im gleichen Moment wusste ich, dass jeder Versuch einzuschlafen sinnlos war. Da gab es einfach zu viel, was mir durch den Kopf ging und mir keine Ruhe ließ. Viel zu laut hörte ich den Schlag meines eigenen Herzens in meinen Ohren. Ich versuchte mit allen Techniken, die ich in den letzten Monaten gelernt hatte, mich selbst zu beruhigen. Einatmen, ausatmen. Ganz bewusst. Den eigenen Körper spüren.

Ich bin ganz ruhig. Meine Arme werden schwer. Mein Herz schlägt ruhig und gleichmäßig.

Ich spürte, wie ich langsam zur Ruhe kam und meine Augenlider zufielen, als mich ein lautes Krachen zusammenzucken ließ. Mit klopfendem Herzen setzte ich mich auf. Die ganzen Entspannungstechniken waren umsonst gewesen, ich war mit einem Schlag wieder putzmunter.

Auch Calienta hatte sich im Bett aufgesetzt und schaute mich fragend an.

»Ich geh nachschauen«, sagte ich schnell und trat hinaus ins Vorzimmer. Leider hatte ich nicht genau feststellen können, woher das Geräusch gekommen war. Der Wind piffte durch die Türritzen, und die Fensterläden klapperten. Vorsichtig trat ich zur Eingangstüre.

Sollte ich es wagen, ins Freie hinauszuschauen? Der Sturm hatte offenbar noch weiter an Stärke zugelegt. Wahrscheinlich war einfach nur ein weiterer Baum umgestürzt. Ich wandte mich um und ging zurück.

Die Naturgewalten machten mir Angst. Ich war eine typische Stadtbewohnerin. Sicherlich kam es auch vor, dass hin und wieder heftige Stürme über Wien zogen, einzelne Dachziegel herabrissen oder Baugerüste zum Einsturz brachten. Aber hier, fernab der Zivilisation, war das alles viel schlimmer.

Was war, wenn ein riesiger Baum direkt auf das Haus stürzte? Würde das Dach das aushalten, oder würde die Holzhütte unter der Last zusammenbrechen?

Ruhig, Lilly. Es ist alles halb so schlimm.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkam, sah ich, dass sich Calienta in *mein* Bett gekuschelt hatte. Sie zitterte vor Angst, und ich legte mich zu ihr. »Ganz ruhig, kleines Mädchen!«, sagte ich und strich ihr beruhigend über die langen schwarzen Haare. »Es kann dir nichts passieren. Ich bin bei dir!«

Sie lag zur Wand gedreht da und wandte mir den Rücken zu. Unwillkürlich starrte ich auf die Narben auf ihrem Rücken und schauderte. Wer konnte bloß so grausam sein und einem kleinen Mädchen die Flügel abschlagen? Irgendwie fehlte mir die Vorstellung, wie es sein mochte, Flügel zu haben, aber ich konnte mir lebhaft ausmalen, wie entsetzlich es sein musste, einmal welche gehabt zu haben – und nun keine mehr zu besitzen.

Wieder wälzte ich mich unruhig hin und her, bis ich resignierte. Es hatte keinen Sinn zu versuchen einzuschlafen. Ich nahm mein Handy und sah auf die Uhr. Wenige Minuten vor elf Uhr abends. Mein Vater war erst eine Stunde weg, es würde noch dauern, bis er wiederkam.

Wenn er wiederkam. Ich hoffte, dass ihm unterwegs nichts zustieß und verfluchte mich dafür, dass ich es nicht geschafft hatte, ihm die Schnapsidee, mitten in der Nacht zu Fuß Hilfe zu holen, auszureden.

Auf einem Wandregal stand ein altes Radio. Vielleicht gab es um elf in den Nachrichten irgendwelche Meldungen über den Sturm?

Neugierig, wie ich nun mal war, stand ich auf und betätigte den Einschaltknopf. Tatsächlich schienen die Batterien noch voll zu sein, denn ich hörte leise Musik.

Calienta drehte sich um und sah verwundert in die Richtung, aus der die Töne kamen. »Das ist ein Radio«, erklärte ich. »Das macht Musik.«

Ihr Gesicht erhellte sich. Die Klänge schienen ihr zu gefallen, auch wenn die Musik in meinen Ohren furchtbar klang. *Radio Niederösterreich*; irgendwelche seichten Schlager, in denen auf Deutsch über Liebe gesungen wurde. Absolut nicht mein Geschmack.

Aber ich musste es nicht lange erdulden, denn kurz darauf begannen die Nachrichten. Es wurde von Straßensperren berichtet, und davon, dass der Bahnverkehr ins Waldviertel komplett eingestellt war. Erst nach Mitternacht sollte der Sturm an Intensität verlieren, hieß es.

Doch dann, am Ende der Sendung, kam eine Meldung, die mich zusammenzucken ließ: *»Der 33-jährige Günther P., dem heute Nachmittag die Flucht aus der Sonderstrafanstalt Göllersdorf gelungen ist, lieferte sich in den frühen Abendstunden auf der B 2 nahe Vitis einen Schusswechsel mit der Polizei. Dabei wurde das gestohlene Fahrzeug, mit dem der Flüchtige unterwegs war, fahruntüchtig. Günther P. befindet sich mutmaßlich zu Fuß auf der Flucht. Die Polizei ersucht die Bevölkerung im Bezirk Gmünd und Heidenreichstein dringend, in den Häusern zu bleiben und keinen Unbekannten die Türe zu öffnen, der Entflohene ist bewaffnet, unberechenbar und gefährlich.«*

Mir wurde eiskalt. Musste denn heute wirklich alles ablaufen wie in einem Horrorthriller?

Vitis, das war der Ort, an dem wir die Hauptstraße verlassen und hierher in die Einöde abgebogen waren.

Ich schaltete das Radio aus, setzte mich auf die Bettkante und stützte den Kopf in beide Hände. Das konnte doch alles nicht wahr sein!

Plötzlich spürte ich kleine Finger, die zaghaft über meinen Kopf strichen. Langsam blickte ich auf und drehte

mich zu Calienta um, die hinter mir saß und mich fragend ansah.

»Keine Angst«, sagte ich, mehr um mir selber Mut zu machen. »Uns wird hier nichts geschehen. Die Wahrscheinlichkeit, dass irgendein entflohener Verbrecher ausgerechnet bei uns Zuflucht sucht, ist gleich null.«

So recht schien sie aber nicht verstanden zu haben, wovon ich redete. Vielleicht wusste ein Mädchen, das keine Autos kannte, auch nicht, was ein Verbrecher war?

Ich schluckte und kämpfte gegen das würgende Gefühl im Hals an, als ich daran dachte, dass mein Vater da draußen war. Hoffentlich lief er nicht dem entflohenen Sträfling über den Weg.

Bewaffnet, unberechenbar und gefährlich. Der Mann war aus einer Sonderstrafanstalt entflohen. Für geistig Abnorme? Ein Psychopath? Ein wahnsinniger Serienmörder, wie *Michael Myers* oder *Hannibal Lecter*?

»Was tun wir jetzt?«, fragte ich. »Ich glaube nicht, dass ich noch einschlafen kann.«

Calienta zuckte die Achseln.

»Wir könnten ... irgendwas spielen«, schlug ich vor, obwohl ich nicht recht wusste, was. Wir hatten weder Würfel noch Spielkarten, und irgendein Ratespiel mit einem stummen Mädchen zu spielen, würde sich schwierig gestalten.

Sie nickte neftig.

»Hm«, machte ich. »Aber was?«

Sie machte wieder eine Handbewegung, als wolle sie etwas in die Luft zeichnen.

»Gute Idee«, sagte ich. »Ich hole wieder was zu schreiben. Wir können *Tic Tac Toe* spielen oder so was.« Das war zwar nicht sonderlich aufregend, aber besser als nichts, um sich die Zeit zu vertreiben.

Ich legte den Block zwischen uns, und Calienta griff nach dem Stift. Aber anders, als ich erwartet hatte, zeichnete sie nicht vier gekreuzte Linien, sondern malte in

einem einzigen Zug einen fünfzackigen Stern auf das Papier.

»Was ist das?«, fragte ich.

Sie setzte einen Kreis genau an einen der Kreuzungspunkte des Pentagramms und schob den Stift dann zu mir hinüber. Schulterzuckend malte ich ein Kreuz an einen anderen Schnittpunkt der Linien.

Calienta überlegte kurz, dann zeichnete sie einen weiteren Kreis an eine der benachbarten Spitzen. Ich kannte die Regeln überhaupt nicht, also wollte ich mein Kreuz neben das vorige setzen. Die Kleine schüttelte den Kopf und wies mit dem Finger auf den zweiten, der Spitze, auf die sie gesetzt hatte, benachbarten Schnittpunkt. Dann fuhr sie mehrmals das kleine Dreieck nach.

»Aha«, sagte ich. »Wenn man alle drei Punkte einer Spitze hat, hat man gewonnen?«

Sie nickte.

Das sah einfach aus. Ich setzte mein Kreuz, wie sie mir geraten hatte, und verhinderte damit diesen schnellen Sieg. Nun war sie wieder am Zug und malte ihren Kreis an eine andere Spitze.

Ich versuchte nun, selbst ein solches Dreieck zu bilden, indem ich mein Kreuz an eine weitere Spitze setzte.

Calienta grinste und zeichnete einen Kreis an den noch freien Schnittpunkt, der zwischen den beiden von ihr besetzten Spitzen lag. Damit hatte sie vier Felder in einer Reihe und malte mit dem Stift freudig lächelnd die gebildete Linie nach.

»Ach so«, sagte ich. »Entweder ein Dreieck oder vier in einer Reihe?«

Sie nickte.

Das erforderte nun doch etwas mehr Überlegungen und Taktik. Aber es ging mir ja auch gar nicht um den Sieg, sondern nur um Ablenkung und Zeitvertreib.

Einige Runden und mehrere vollgekritzelte Seiten später hatte ich zumindest schon das eine oder andere Mal

gewonnen. Wir waren gerade dabei, eine neue Partie zu beginnen, als ich zusammenzuckte.

Da war etwas gewesen! Durch den Spalt zwischen den Fensterläden hindurch hatte ich deutlich einen Lichtschein gesehen, wie von einer Taschenlampe!

Ich legte den Kugelschreiber weg und stand auf.

Calienta lauschte angestrengt, blieb aber sitzen und sah mich fragend an.

»Da war jemand draußen!«, flüsterte ich.

Ich spürte, wie meine Hände feucht wurden. Mein Herz klopfte schneller. Wie sicher waren die Riegel an der Türe? Würde es einem Verbrecher gelingen, sie aufzubrechen?

Kein Handyempfang. Keine Chance, Hilfe zu holen.

Aber vielleicht, so hoffte ich, war es ja nur mein Vater? Er war ja mit einer Taschenlampe fortgegangen. Möglicherweise hatte er aus irgendeinem Grund umkehren müssen? Weil der Sturm zu stark geworden, die Straße zerstört oder der Weg überflutet gewesen war?

Vorsichtig, auf Zehenspitzen, schlich ich ins Vorzimmer und lauschte. Und dachte fieberhaft nach. Nein, mein Vater würde nicht mit der Taschenlampe ums Haus schleichen, er wusste ja, dass wir hier waren. Er würde einfach zur Türe kommen, anklopfen und meinen Namen rufen.

Wie auf Befehl hörte ich ein heftiges Klopfen an der Tür. Ich erschrak, und mir entfuhr ein unterdrückter Schrei. Am ganzen Körper zitternd lauschte ich, ob ich die Stimme meines Vaters hörte. Aber niemand rief nach mir.

Wusste der Fremde, dass jemand in der Hütte war? Ich hatte den Schein der Taschenlampe durch den Spalt zwischen den Fensterläden gesehen, also konnte man vielleicht auch das Flackern des Kaminfeuers nach draußen sehen. In diesem Fall brauchte derjenige, der da vor der Tür war, nur eins und eins zusammenzählen, um sich zusammenzureimen, dass jemand hier war.

Wieder ein heftiges Klopfen. Ich überlegte verzweifelt, was ich tun sollte. Falls der ungebetene Besucher auf der

Suche nach einem leerstehenden Unterschlupf war, konnte es klüger sein, zu antworten. Vielleicht würde er dann das Weite suchen. Wenn er dachte, dass niemand hier war, würde er sicher versuchen, die Tür aufzubrechen.

Andererseits: Falls der Sträfling es auf Geiseln abgesehen hatte, würde es ihn noch mehr dazu ermuntern, in die Hütte einzudringen, wenn ich mich zu erkennen gab.

»Hallo?«, rief eine Stimme von draußen. »Ist da wer? Ich suche Schutz vor dem Sturm!«

Oh Scheiße, verdammte Scheiße! Was sollte ich tun?

Vielleicht war das ja auch gar nicht der Verbrecher! Konnte ich jemandem bei diesem Wetter einfach vor der Tür stehen lassen?

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen. »Tut mir leid!«, rief ich und bemühte mich, meine Stimme tiefer und erwachsener klingen zu lassen. »Ich weiß nicht, wer Sie sind, und im Radio hat man gesagt, man soll auf keinen Fall einem Fremden die Tür öffnen!«

Kurz war es still bis auf das Heulen des Sturmes und das Klappern der Fensterläden.

»Lass mich rein, Mädchen! Ich tu dir nichts!«

Das mit dem Erwachsenerklingen hatte wohl nicht so recht funktioniert.

»Nein!«, rief ich. »Sie können sich auf die Veranda setzen, da sind Sie auch halbwegs geschützt! Ich lasse Sie nicht herein!«

Irgendwie musste ich gerade – auch wenn der Gedanke sehr weit hergeholt war – an den *Wolf und die Sieben Geißlein* denken. Mit dem Unterschied, dass nicht meine Mutter einkaufen gegangen war, sondern mein Vater, um Hilfe zu holen. Aber eines wusste ich genau: Im Gegensatz zu den Sieben Geißlein würde ich mich um nichts in der Welt dazu überreden lassen, die Tür zu öffnen.

»Mädchen!«, hörte ich wieder die Stimme von draußen. »Das ist sehr dumm von dir! Je länger ich hier in Kälte und Wind warten muss, desto ärgerlicher werde ich!«

»Nein!«, schrie ich zurück und konnte nur mit Mühe das Zittern in meiner Stimme unterdrücken. »Dumm wäre ich, wenn ich Sie hereinlassen würde! Ich kann mir denken, wer Sie sind! Die Polizei sucht Sie!«

»Mädchen! Zum letzten Mal: Du lässt mich freiwillig rein, oder ich komme rein!«

Nein! Niemals! Lilly, sei nicht dumm!

Er wollte mir Angst machen. Diese Hütte war stabil gebaut, es gab zwei eiserne Riegel an der Türe. *Er kann nicht herein*, sagte ich mir vor.

Mein Körper sah das anders. Er schepperte wie Espenlaub, und kalter Schweiß brach mir aus. Fieberhaft überlegte ich, was ich tun sollte. Und versuchte, logisch zu denken.

Die Tür ging nach außen auf, das war ein Vorteil. So ließ sie sich nicht leicht einrennen. Und ein Brecheisen oder so etwas würde der Mann ja wohl nicht mit sich herumschleppen, wenn er zu Fuß auf der Flucht war.

Also sollten Calienta und ich hier drinnen halbwegs sicher sein, dachte ich.

»Mädchen!«, rief er schon wieder, und ich schauderte. Ich atmete keuchend vor Angst, aber ich antwortete nicht.

»Ich zähle jetzt bis drei, dann machst du auf!«

»Nein!«, schrie ich und lief in Richtung der Stube.

Als ich die Tür aufriss, wehte mir ein kalter Luftzug entgegen, und ich erstarrte vor Schreck.

Mit einem raschen Blick erfasste ich, was geschehen war. Ein Fensterladen war aufgebrochen, eine Scheibe eingeschlagen. Und mitten im Raum, neben dem Kamin, stand ein etwa 1,80 großer Mann mit Vollbart. Er hielt Calienta an den Handgelenken fest und hatte ein Messer direkt an ihre Kehle gesetzt.

»Überraschung!«, rief er mir zu und grinste teuflisch.